



Abend-

Zeitung.

173.

Freitag, am 21. Julius 1820.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Abrechnung am Abend.

Der Gefeierte.

War das nicht ein Drängen, Treiben
Durch den ganzen, lieben Tag!
Einmal ruhig nur zu bleiben
Niemals mir gelingen mag.
Immer Schmaus und Prunk und Feste,
Lob und Preis und Becherschall,
Das Gerummel wilder Gäste
Und Tumult all überall.

Der Vergessene.

Still ist mir der Tag verstrichen,
Ruhig, wie's ein jeder pflegt,
Bin nicht von der Bahn gewichen
Die mir Gott so vorgelegt,
Arbeit vor dem kleinen Mahle,
Wieder meine Arbeit dann,
Bis ich bei dem Abendstrahle
Nun ein wenig feiern kann.

Der Gefeierte.

Ah! ich bin so matt und träge
Und so leer ist mir der Sinn,
Was ich auch mir überlege
Kein Gedanke bringt Gewinn,
Alle Geisteskraft verronnen
In dem Strom der bunten Welt.
Und was hab' ich mir gewonnen?
Keinen Preis der Probe hält.

Der Vergessene.

Bin recht frisch und wunderkräftig
Trotz der Arbeit ohne Rast.
Scheint es doch, je mehr geschäftig,
Um so kleiner wird die Last.
Nun, ich kann mir's wohl gestehen,
Ich verdiente diese Ruh,
Und die Abendlüftchen wehen
Mir recht milden Beifall zu.

Der Gefeierte.

Auf des Ruhmes Wogen schwimmend
Bebr' ich nicht vorm Untergang?
Zu der Hoheit Gipfel klimmend
War mir nicht vorm Falle bang?
Dacht' ich nicht bei all' dem Loben,
All' der Freundschaft, Lieb' und Günst,
Oft, daß das, was heut' erhoben,
Morgen sinkt durch kleine Kunst?

Der Vergessene.

Freilich hat mein stilles Walten
Niemand heut' mit angesehen,
Lob hab' ich noch nicht erhalten,
Ist mir noch kein Glück geschehn,
Doch, weshalb denn sollen preisen
Menschen was nur meine Pflicht? —
Der dort, der sie mir geheißt,
Er vergift gewiß sie nicht.

Der Gefeierte.

Und zu meiner Ruhestätte
Schwanck ich denn halb träumend heut'.
Morgen wieder an die Kette,
Die nur glänzt und doch nicht freut,
Und im wirren Träumen kommen
Leere Stunden mir zurück,
Und in Bildern halb verschwommen
Irrt des müden Geistes Blick.

Der Vergessene.

Und so mit recht frohem Herzen
Geh' ich in mein Kämmerlein,
Gottes hohe Himmelskerzen
Leuchten freundlich mild hinein,
Und mir ahnen Sonnen-Pfade
Träume die der Himmel schenkt,
Wenn die Seel' zum Phönix-Bade
Sich in Gottes Schoos versenkt.

Th. Hell.

Die seltsamen Liebenden. Erzählung von Fr. Laun.

1.

Es fehlte dem Rittmeister Sonnenfels etwas, das bemerkten alle seine nähern Bekannten. Als er die besten Zeugnisse eines gründlichen Rechtsstudiums von der Akademie nach Hause brachte, schien ihm auf Einmal der Wirkungskreis, den es ihm verschaffen wollte, zu enge. Nun nahm er Militärdienste. Die waren offenbar auch nicht für ihn gemacht. Nur der eben ausgebrochene Krieg konnte ihn darin festhalten. Er fand Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen. Als er nach drei Jahren mit dem Heere heimkehrte, war er Rittmeister und zwei Orden glänzten auf seiner Brust. In letzterer aber war es noch immer so düster als zuvor.

Die Theilnahme hieran äußerte sich auf mannigfache Weise. Er lächelte nur, wenn der Oberste ihm das Glück, welches sein Verdienst in so kurzer Zeit errungen hatte, vorhielt. Er lächelte nicht minder über die Heirathpropositionen, die ihm von allen Seiten geschahen.

Der Hauptgrund zu seinem innern Unfrieden lag nicht in einzelnen Dingen. Er lag darin, daß er früher Ansichten vom Leben gehabt, und zärtlich gepflegt hatte, für welche er letzteres in allen seinen mannigfachen Gestaltungen viel zu klein fand. Ehe er einen neuen Maßstab für das Leben sich aneignen konnte, war schwerlich an eine dauernde Befähigung seines Innern zu denken.

Den größten Antheil an seinem Zustande, der sich besonders deutlich in Briefen an einige Freunde darlegte, nahm eine weit entfernt in einer Mittelstadt lebende Schwester seines verstorbenen Vaters, die Witwe des geheimen Justizraths Weselein. Dieser Antheil einer wahrhaft trefflichen Frau, so schmerzlich er auch bisweilen durch die daraus entspringenden Heilungsvorschläge, die leidenden Stellen in Sonnenfelsens Herzen verletzten, hatte ihn zu einer regelmäßigen Correspondenz mit seiner Tante bewogen. Selbst der Krieg konnte sie nicht ganz unterbrechen. Der Rittmeister hatte seit dem Knabenalter die Dame nicht gesehen. Aber aus den wechselseitigen, rückhaltlosen Ergüssen ihrer Herzen schienen sich beide einander durchaus zu kennen und der Gedanke der schon hochbejahrten Frau vor ihrem Ableben noch einmal wieder in's Auge zu blicken, war ein Lieblingswunsch des Rittmeisters geworden.

Die Umstände stellten sich dem eine lange Zeit entgegen. Bei seiner Heimkehr aus dem Kriege fand er einen Brief von ihr, nach welchem der Verfall ihrer körperlichen Kräfte eine Reise nach der Provence nöthig gemacht hatte. Zwar äußerte sie Zweifel am Gelingen des von den Aerzten zu ihrer Herstellung anaerathenen Versuches. Gleichwohl hielt sie es für Pflicht, diesen einzigen Fingerzeig nicht unbenutzt zu lassen. Sonnenfels, ohnehin entschlossen, den Kriegsdienst zu verlassen, nahm sich fest vor, unmittelbar darauf die Reise nach dem mittäglichen Frankreich selbst anzutreten. Neu entstandene Mißverständnisse zwischen den pacificirenden Mächten rietzen ihm jedoch an, dem Gesuche um Abschied noch einigen Aufschub zu geben.

Und als endlich alles beseitigt und der Tag seiner Reise schon festgesetzt war, kam die Nachricht, daß ein Krankheitsanfall dem Leben der theuern Frau in der Nähe von Montpellier plötzlich ein Ziel gesetzt hatte. —

Der Brief war von einem Manne geschrieben, welchen sie zu Besorgung ihrer Geschäfte während der Reise und nachher mitgenommen. Zugleich mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes enthielt er die Anzeige, daß der schöne provençalische Himmel anfangs sehr wohlthuend auf die Entkräftete gewirkt habe. Schon sey sie hierdurch zu dem Entschlusse bewogen worden, nie wieder nach Deutschland zurückzukehren. Diesen Entschluß — fügte der Nachrichtgeber hinzu — würde sie schwerlich gefaßt haben, hätte sie nicht in dem festen Glauben gestanden, daß Sonnenfels auch dort sie aufsuchen werde. Sie habe sich selbst schon den Platz für ihren Grabhügel ausersehen und recht oft mit Wohlgefallen dabei verweilt. Ein einfacher Stein sey zur Angabe ihres Namens und Vaterlandes bestimmt gewesen. Auch hätten etliche dortige arme Familien kleine Legate von ihr zu hoffen gehabt. Ganz unerwartet und ehe etwas Schriftliches darüber abgefaßt worden, sey der Tod gekommen. Aus diesen und mehreren andern Gründen — so schloß der Briefsteller — glaubte er, bis zu Einlangung der Befehle des Rittmeisters, als Universalerben ihres Vermögens, in Montpellier verweilen zu müssen.

Dies erschüttert beschloß Sonnenfels, sogleich selbst dahin zu reisen, um so wenigstens die letzten Spuren der verehrten Todten noch zu sehen und diejenigen zu sprechen, welche Zeugen ihres Ueberganges in die Ewigkeit gewesen waren. Denn Alles, was die Selbige noch gewollt, wonach sie noch

gestrebt hatte, das sollte mit möglichster Pünktlichkeit gethan und erreicht werden.

Daß er von dem Bevollmächtigten eine recht treue Mittheilung der Aeußerungen und Vorsätze der Entschlafenen erwarten könne, dafür bürgte dem Rittmeister dieser Brief, dessen Schmerz aus dem treuesten Herzen gestossen schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der unterirdische Tempel Keylas.

(Beschluß.)

Die Seiten des Tempels sind von den Felswänden nur 40 Fuß entfernt, und man kann nicht gut lange darnach hinschauen. Die beiden Stufengänge, vermittelt welcher man zu dem Geschoß gelangt, welches die Thiere tragen und auf dem der Tempel steht, befinden sich an beiden Seiten und gehen dem kleinen Tempel mit dem Stier Rundi vorbei. Zwischen dem Haupttempel und dem Thorwege, an den äußern Wänden, ist eine Menge Bildhauerarbeit angebracht in 9 Reihen von Figuren, ungefähr einen Fuß lang und kämpfende Männer vorstellend, deren einige mit Bogen, andere mit Keulen und langen geraden Schwertern bewaffnet sind. Rechter Hand sind unter andern Figuren in zwei u. vierrädrigen von Pferden gezogenen Wagen, auch fehlt es nirgends an Affen, die gar keine untergeordnete Rolle zu spielen scheinen. Man meint, daß hierin eine Anspielung auf die Eroberung von Ceylon durch Rama begründet sey, was ich indessen dahingestellt seyn lasse; doch ist zu bemerken, daß der Götze Hunomann, als Felsen aushebend, um daraus zwischen dem Continente und Ceylon eine Brücke zu bilden, vorgestellt wird. Die Stufen von beiden Seiten gehen, um ungefähr die Hälfte ihrer Höhe, einwärts und führen zu einem unbedeckten Platze, zwischen dem kleinen Tempel mit dem Stier und dem größern Tempel, welcher letztere aber noch um 3 bis 4 Fuß höher steht. Hat man diesen Platz erreicht, so sieht man die im Westen befindliche Pforte; sie ist 12 Fuß hoch und 6 F. breit, zu beiden Seiten mit colossalen Statuen verziert. Steigt man nun noch 4 Stufen in die Höhe, und geht durch die riesige Pforte, so gelangt man zu dem großen Gemach des Haupttempels. In den ersten Minuten, nachdem man eingetreten ist, kann man wegen des Dämmerlichts die Gegenstände nicht recht unterscheiden, welches, im Verein mit der grausen

Stille, den ungeheueren Säulen und den gegenüber stehenden, einzeln sichtbar werdenden riesenhaften Figuren, eine fast betäubende Wirkung auf das Gemüth macht; — ich blieb lange in bewunderndem Anschauen verloren. Das Innere, von der Thür bis zu der jenseitigen Vertiefung, ist 103 Fuß lang, 65 Fuß weit und nur 17 Fuß hoch, aber eben die geringe Höhe des Gewölbes ist es, was, meinem Bedünken nach, den Effect erhöht. Der Lauf an der Säulen, die im Verhältniß ihrer Höhe äußerst dick sind, deutet auf das Gewicht, was auf ihnen lastet. Hier im Innern überzeugte ich mich erst recht von der Größe der mich umgebenden Schöpfung; hier war es, wo menschliche Beharrlichkeit aus einer Masse, so alt wie die Welt selbst, einen Tempel geschaffen hatte, der sich von allen Tempeln auf der Oberfläche der Erde dadurch unterscheidet, daß er, gleich wie eine Statue aus einem rohen Blocke unter den Händen eines Künstlers, geschaffen worden. Ich mußte den, der den Plan entworfen, so wie die, so ihn ausgeführt, in gleichem Grade bewundern. Die Decke wird von vierzig Säulen getragen, unter welchen nicht vier von einerlei Arbeit sind; die Schäfte sind sauber ausgearbeitet, die Capitaler aber ganz schlicht, und das Gewölbe scheint auf nachgeahmten Querbalken, welche die Capitale der Säulen durchkreuzen und an ihnen befestigt sind, zu ruhen. Das Gewölbe selbst ist schlicht, außer in der Mitte, wo sich ein rundes Medaillon in Basrelief befindet, einen Mann zwischen zwei weiblichen Figuren vorstellend. Die Figur zur Linken ist indessen fast ganz vernichtet und scheint, ob zufällig oder absichtlich, sich von der Decke gelöst zu haben und herunter gefallen zu seyn, und da, wo sie gesessen, kann man allein die ursprüngliche Farbe des Steins sehen, indem sonst beinahe das ganze Innere durch Auzunges geschwärzt worden ist, der, um zu zeigen, wie sehr er die Religion der Hindus verachte, Brennmaterialien hatte hinein bringen und dort anzünden lassen. Aber ein Werk wie dieses, möchte selbst seinen Kanonen getrozt haben, und steht, mit den übrigen benachbarten Gewölben, als ein Wunder der Welt, dem nur die ägyptischen Pyramiden zur Seite gesetzt werden können, noch heutiges Tages, und scheint, gleich den Hügeln in der Nähe, für die Ewigkeit gebaut zu seyn.

Auflösung der Charade in No. 271,
Rosenkranz.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Sonntags, am 9. Julius. Auf dem Link. Bade. Wegen eingeretener Unpäßlichkeiten konnte die angekündigte Aschenbrödel nicht gegeben werden, und es trat dafür Hedwig und die seltsame Entführung ein. Von diesem letztern kleinen, heute zum erstenmale gegebenen, Aurländerischen unterhaltenden Lustspiele, das Nähere bei der Wiederholung.

Freitags, am 14. Jul. Ebendaselbst. Das Intermezzo. Herr Carli den Max.

Sonnabends, am 15. Julius. In der Stadt. Sargino. Mit noch erhöhtem Beifalle.

Sonntags, am 16. Jul. Auf dem Link. Bade. Der Jude, nach Cumberland. Erste Gastrolle des Hrn. Costenoble, vom Wiener Hoftheater.

Der sentimentale Schewa ist ein Paradiespferd, das selten aus dem Stalle gezogen wird, als wenn etwa ein fremder Kunstbereiter sich meldet. Da die Intrigue des Stückes von Unwahrscheinlichkeiten frotzt, die Uebersetzung selbst sowohl in der Berliner, als in der Königsberger Ausgabe äußerst ungelent und steif ist, und die übrigen Schauspieler im voraus wissen, daß sie dem gastirenden Schewa nur zur Folie dienen: so muß dieser vorzüglich aus gestattet werden, wenn das Stück jetzt noch Theilnahme erregen und die Aufmerksamkeit fesseln soll. Wurm gab hier im Sommer 1818 den Schewa mit Beifall. Denn er hatte die Rolle wohl durchdacht und übertrieb nicht (s. Abendzeitung 1818. No. 166). Viele unter uns hatten auch wohl noch Jffland's fein veredelndes, Devrient's ächt charakteristisches Spiel in Erinnerung. So hatte der neue Gast einen doppelten Gegner zu bekämpfen, die Ungunst, welche das ganze Stück drückt, und große Erinnerungen. Allein er hat mit beiden einen rühmlichen Kampf bestanden.

Es läßt sich doch mit Recht fragen, ob Jffland recht hatte, den Juden so viel höher zu stellen, wir möchten sagen, zu verzärteln. Es gefiel. Aber alle Verfeinerung, die nicht im Stücke liegt, streift doch schon an Manier an. So ist es freilich auch an Devrient gepriesen worden*), daß er den Ton ganz unzustimmen wisse, wo er sich in vornehmen Umgebungen befindet, ganz Jude aber nur zu Hause sey. Allein verräth dieß nicht auch wieder zu viel Studium? Herr Costenoble gab alles aus einem Gufe, behielt gegen jeden Mitspielenden denselben jüdischen Dialect (versteht sich, ohne jüdisch-pöbel-

*) S. Dramaturgische Blätter, II. Jahrgang. Seite 16.

haft zu werden, mehr in die Betonung und Dehnung gewisser Sylben, als in die breitere und ganz verdorbene Aussprache gewisser Selbstlauter und Worte den Judaismus legend), und erhob sich in Ton und Accent überall nur wenig über die Gemeinheit. Wir möchten ihm aber dieß wirklich zum Verdienste anrechnen. Denn der widernatürlich gefühlvolle Jude, wie er nun einmal in Cumberland's Dichtung zwitterartig da steht, ist nicht darum etwas besser, weil er sich fein auszudrücken und zu betragen weiß, sondern weil immer sein zarteres Gefühl und eine unheilbare Weichheit seiner Natur mit ihm davon läuft. Und in allen diesen Uebergängen, so wie in den ihn plötzlich ergreifenden Aufwallungen, entwickelte Hr. Costenoble eine große Mannigfaltigkeit an Tonbiegungen und Modulationen, die sehr erfreuliche Wahrheit und Lebendigkeit in's Ganze brachten. Er gab ihn älter, als wir ihn von Jffland spielen sahen. Dieß läßt sich aus seiner, mehrmals angedeuteten, Ermattung, wo er sich setzen will, ja aus dem Niederlegen des Testaments, was ein Jude doch wohl nur im dringendsten Vor- gefühle macht, vollkommen rechtfertigen. Der alte, lebensmüde Schewa, so allein mit fremden Gesinde in kleinem Häuschen ärmlich wirtschaftend, erregt nun noch weit mehr unser Mitleid. Mit vorgebucktem Hals und Rücken schreitet er mühsamer, doch nie schwach einher. Damit ist nun auch das mehrmals, wo er heftiger geworden ist, wo er schneller, feuriger zu sprechen hat, sehr schießlich eintretende Versagen der Stimme, die nun zu zittern anfängt, so daß er mit einem Gemurmel in die flüsternden Lippen hinein spricht und mit gewissen halbstummen Interjectionen endet, im besten Einklange. Einige seiner Abgänge der Art wurden auf's lauteste beklatscht. Aber das hindert nicht, daß er, wo es gilt, wo die bessere Natur ihn unwiderstehlich fortreißt, die den Juden an sich, vor allem aber den südtlich portugiesischen Juden eigene Lebhaftigkeit und Beweglichkeit darstellte, ja im Gegensatz zu seiner Alterschwäche tritt sie nun um so lebendiger hervor. Vorzüglich gelang ihm in dieser Rücksicht die vorletzte Scene, wo er zum (übrigens unbegreiflich abgeschmackten) Duell kommt. Die Art, wie er da beim Hinausgehn dem Eduard, lauter als er im ganzen Stück gerufen hat, das: „heben Sie die Degen auf!“ zuruft, hätte den lautesten Beifall verdient. So etwas läßt sich nur wagen, wenn man des Erfolgs ganz sicher ist. Es versteht sich, daß er in den bekannten Aufregungsscenen, besonders im dritten Acte, wo sich der geheime Rath an ihm vergreift, wohl hinter keinem seiner Vorgänger zurück bleibt.

(Der Beschluß folgt.)

A n z e i g e.

Im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung allhier und in Besorgung der Wallishäuser'schen in Wien, werde ich zu Ostern 1821

e i n e S a m m l u n g m e i n e r G e d i c h t e

in zwei Bändchen, kleinern Octav-Formats, mit zwei Titeltupfern und einigen Bignetten, und auf demselben Papiere, worauf diese Blätter gedruckt sind, ebenfalls abgedruckt, herausgeben. Jedes Bändchen wird ungefähr 13 Bogen stark werden. Es wäre mir ein frohes Gefühl, die Namen der Gönner und Freunde meiner Gesänge, dieser Sammlung vorzusetzen. Somit biere ich diesen das kleine Werk für den Betrag von Einem Thaler und zwölf Groschen an, und mache ihnen bekannt, daß die beiden vorgedachten Buchhandlungen zur Annahme der Unterzeichnungen bereit sind.

Dresden, am 13. Julius 1820.

Theodor Hell.